Von Alassio nach Korsika

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **35 (1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925721

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von Alassio nach Korsika.

Nach einer Beschreibung von E. O.

Seit einigen Tagen waren wir in Alassio, dem herrlichen Badeort an der Riviera, zwischen Nizza und Genua, und sie waren so verführerisch schön, daß man sich richtig zusammennehmen und aufrütteln mußte, um die nun schon mehrmals beabsichtigte Ueberfahrt nach der Insel Korsika auch zur Ausführung zu bringen. Eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten und üblen Zufällen gestaltete dann die Reise beinahe zu einem „Leidensweg", und jeder von den vier Teilnehmern hat wohl mehr als einmal das Wort auf der Zunge gehabt: Ach, wären wir doch in dem schönen Alassio geblieben und hätten uns nie in dieses Reiseabenteuer eingelassen! Aber das waren nur kurze Augenblicke des Mißmutes und rasch sich verflüchtigende Stimmungen, wir haben ob der zahlreichen Dornen doch die Rose nicht übersehen. Kaum war ein Mißgeschick überstanden, so lachte man darüber, und fast glaube ich, wenn alles glatt und bequem gegangen wäre, so hätten wir nicht halb soviel Spaß gehabt.

Schon in Nizza, bevor wir noch auf dem Schiff waren, fingen die Tücken an. Erst mußte man von Pontius zu Pilatus herumlaufen, bis alle Formalitäten zur Verladung eines Autos erfüllt waren. Dann kamen die Fahrkarten. Fertige Fahrkarten gab es für diese anscheinend seltene Ueberfahrt nicht. Mit Trinkgeldern und vielen, vielen Worten erreichten wir es endlich, daß man uns mit den frachtbriefartig großen Fahrkarten aus dem muffigen Bureau entließ. — Natürlich hatten wir auch den Benzintank unseres Autos zu entleeren und sämtliche Eßvorräte, die wir sorgsam untergebracht hatten, mußten hervorgestöbert werden.

Endlich standen wir auf Deck. Schon waren wir bereit, alles Ausgestandene zu vergessen, als man uns erklärte, es sei keine Kabine mehr frei für uns. Mit viel Geld und abermaligen Auseinandersetzungen in dem uns bereits zur Genüge bekannten Schiffsagentur-Bureau verschafften wir uns zwei „Luxuskabinen", die recht wohnlich aussahen, in denen aber eine Hitze herrschte wie in einem Schmelztiegel. Die Fenster konnten nur vom Schiffskellner geöffnet werden. Dieser war zu dieser Tat nicht zu bewegen, weil er später hätte wiederkommen müssen, um die Fenster bei der Abfahrt des Schiffes wieder zu schließen.

Morgens 5.30 Uhr langte unser Schiff in Bastia an. Wir beförderten eigenhändig unsere Koffer an Land und wollten rasch unser Auto in Empfang nehmen, um in der frischen Morgenluft eine Fahrt ums Kap Corse (nördliche Landspitze von Korsika) zu machen. Aber die Hafenarbeiter, die grinsend herumstanden, machten keine Miene, den Schiffskran in Bewegung zu setzen. Wir setzten uns auf unsere Koffer und schauten sehnsüchtig nach unserem kleinen Auto auf dem Deck. Als wir dies lange genug getan hatten, erklärte man uns endlich, das Ausladen beginne erst um 8 Uhr, wir sollten uns bis dann gedulden. Wir konnten hier wieder, wie schon öfters in Nizza, die Beobachtung machen, was für eine merkwürdige Einstellung man in Frankreich gegenüber den Reisenden hat. Beamte und Angestellte gaben uns nur zu oft zu verstehen, daß wir froh sein müßten, daß sie überhaupt da wären und ihre Arbeit täten.

Während wir die 2½ Stunden, bis unser Auto ausgeladen war, in einem ungemütlichen Café zubrachten, verschlechterte sich das Wetter zusehends. Als wir endlich gegen 9 Uhr losfahren konnten, regnete es in Strömen. Trotzdem war die Fahrt dem Meer entlang bis Kap Corse recht interessant und sehr erfrischend. Wir verließen dann die Küste, die Straße führte ins Land hinein über Hügel und Steinwüsten. Ihr Zustand wurde derart schlecht, daß wir mehrmals mit dem tiefsten Punkt des Chassis (unteres Gerüst des Autos) auf der Straße aufschlugen und wir in ständiger Angst schwebten, die Batterie, die dort befestigt ist, abzudrücken. Beim Kreuzen mit einem großen Lastwagen rutschten wir in eine tiefe Rinne hinunter und stießen mit ihm zusammen. Dem Lastwagen passierte nichts; unserm kleinen, braven Wägelchen wurde jedoch der hintere Kotflügel jämmerlich eingedrückt. —

Zu Regen, Sturm und Aerger gesellte sich nun noch ein wahnsinniger Hunger. Wir hatten uns vorgestellt, bei dem unendlichen Fischreichtum an den Küsten Korsikas würden wir überall kleine, nette Fischerwirschaften treffen. Wir freuten uns schon auf Langusten (eine Art Krebsen), gebackene Filets und anderes Meergetier. Deshalb hatten wir auch nicht viel Proviant mitgenommen. Das mußten wir nun bitter büßen. Es dauerte fast bis 5 Uhr abends, bis wir auf unserer Fahrt auf ein Haus gerieten, das wie ein Restaurant aussah. Es gäbe Makkaroni als Mittagsmahl, erklärte uns die Besitzerin. Als wir darauf nicht gerade be-

geistert ja sagten, erhob sich aus der Ecke des finstern Lokals ihr imposanter Gatte und schleuderte uns mit Donnerstimme den Bescheid zu, wenn wir nicht mit seinen Nudeln vorlieb nehmen wollten, so sollten wir uns weiterbemühen. Darauf zogen wir demütig von dannen und baten in einer sehr bescheidenen Halbspelunke beinahe kniefällig um irgend etwas zu essen, ganz gleichgültig was. Man servierte uns ein Dörrfleisch, das in Asche gelegen hatte. Den Hunger stillten wir hauptsächlich mit einem ganzen Laib ziemlich sauer schmekkenden Brotes. Indessen mußten wir ja froh sein, überhaupt etwas zu bekommen. Unterdessen hatte sich das Wetter aufgehellt, und mangels eines Desserts genossen wir das Bißchen Sonnenschein. Die Straße wurde auch immer besser, und schließlich stießen wir in einer Bucht auf ein regelrechtes „Freß-Beizli" mit der Anschrift: Langusten. Wir stürzten uns natürlich hinein, aber das sauerteigige Brot lag uns noch schwer auf dem Magen, so daß die Krebse nur freudlos den Gaumen hinunterrutschten. Die frische Luft half uns aber doch endlich auf die Beine, und als wir in das schmucke Hafenstädtchen Ile Rousse einfuhren, fühlten wir uns alle wieder recht wohl. — Das Städtchen, dessen Name (rote Insel) wohl schon seit vielen Jahrhunderten seine Gültigkeit verloren hat (es ist heute alles andere als eine Insel), sollte uns für die erste Nacht in Korsika aufnehmen. — Auf der Hotelsuche begann schon wieder ein Platzregen. Wir nahmen mit dem ersten besten Hotel vorlieb, da uns allen der Mut zu weiteren Unternehmungen vergangen war. Es hieß „Splendide", war aber innen alles andere als splendide, nämlich prächtig, glänzend. Die Garage war eine halb eingestürzte Bretterbude, das Essen schlecht, und die ganze Nacht tobte ein Sturm, so daß wir morgens ganz zerschlagen erwachten.

(Fortsetzung folgt.)

„Hektor".

Etwas abseits vom Dorf ist ein nettes Häuschen. Es ist ringsum von Garten umgeben, der von einer Naturhecke eingefriedet ist, in welcher Vögel nisten. Fünf Sandsteinstiegen führen zur Haustüre, die von einem Baldachin überdacht sind und so dem Regen oder Schnee wehrt. Das Ganze ist überwuchert von Hekkenrosen, die im Sommer rosarot leuchten, daß es eine Pracht ist. Reben, Pfirsiche und Aprikosen wetteifern im Wachstum um das Häusel, daß man die grünen Läden gar nicht mehr gebrauchen kann, so daß man sich mit dicken Vorhängen vor den Sonnenstrahlen schützen muß, wenn es gar zu heiß wird.

Auf der Nordseite gelangt man von der Küche über eine Laube in den Garten zum „Tierheim", wie es Papa Joachim, der Besitzer, nennt. Dort haben Hühner und Kaninchen ihre Behausung, und das Ganze wird betreut von „Hektor", dem großen deutschen Schäferhund, von dem diese Geschichte erzählen will.

Eines Tages holte Papa Joachim im „Ochsen", dessen Eigentümer zugleich Wirt und Metzger ist, sein übliches Fleischquantum. Hier erfuhr er, daß der junge Hund, den sich der Metzger vor einiger Zeit um teures Geld erworben hatte, hoffnungslos an der Staupe, von der alle jungen Hunde befallen werden, darniederliege. Der Tierarzt habe das Rassentier aufgegeben. „Nix zu machen", hatte er bedauernd gesagt und hinzugefügt: „Akute Lungenentzündung."

Papa Joachim, der sich auf Arznei verstand, sah sich den Patienten an. Später sehen wir ihn mit einer schweren Last auf den kräftigen Armen nach Hause schreiten, direkt ins „Tierheim".

Von Stund an weilte der gute Tierfreund fast nur noch bei dem fiebernden Hund, der in kühlenden Tüchern auf weichem Lager hingebettet zwischen Leben und Tod dahinsiechte. Zwischendurch braute der alte Mann diverse, nur ihm bekannte Heilkräuter, deren Gebräu er dem Patienten zu bestimmten Zeiten in kleinen Dosen einlöffelte, indem er ihn sorgsam zwischen die Beine nahm und ihm dabei liebevoll zusprach.

So in Decken gehüllt lag „Hektor" schweißtriefend in bester Hut des Sachkundigen. Zwar hatte Papa Joachim selber wenig Hoffnung, das schöne Tier am Leben zu erhalten. Doch dank treuester, verständnisvoller Pflege trat wider Erwarten langsam ein Zustand zur Besserung ein.

Der Ochsenwirt hatte Papa Joachim damals gesagt, wenn er das Tier retten könne, so gehe es in sein Eigentum über; denn „einen Tierarzt müsse er sowieso auch bezahlen." War das nicht schon Ansporn genug, sein Möglichstes zu tun, um das edle Tier wieder auf die Beine zu bringen!